

Christoph Strosetzki (Hrsg.)

200 Jahre National- philologien

Von der Romantik zur Globalisierung

ABHANDLUNGEN ZUR LITERATURWISSENSCHAFT



J.B. METZLER

Abhandlungen zur Literaturwissenschaft

In dieser Reihe erscheinen Monographien und Sammelbände zur Literaturwissenschaft einschließlich aller Nationalphilologien.

Weitere Bände in der Reihe <http://www.springer.com/series/15814>

Christoph Strosetzki
(Hrsg.)

200 Jahre Nationalphilologien

Von der Romantik zur Globalisierung



J.B. METZLER

Hrsg.
Christoph Strosetzki
Romanisches Seminar
Universität Münster
Münster, Deutschland

ISSN 2520-8381 ISSN 2520-839X (electronic)
Abhandlungen zur Literaturwissenschaft
ISBN 978-3-476-05813-3 ISBN 978-3-476-05814-0 (eBook)
<https://doi.org/10.1007/978-3-476-05814-0>

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

© Springer-Verlag GmbH Deutschland, ein Teil von Springer Nature 2022

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung, die nicht ausdrücklich vom Urheberrechtsgesetz zugelassen ist, bedarf der vorherigen Zustimmung des Verlags. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Bearbeitungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Die Wiedergabe von allgemein beschreibenden Bezeichnungen, Marken, Unternehmensnamen etc. in diesem Werk bedeutet nicht, dass diese frei durch jedermann benutzt werden dürfen. Die Berechtigung zur Benutzung unterliegt, auch ohne gesonderten Hinweis hierzu, den Regeln des Markenrechts. Die Rechte des jeweiligen Zeicheninhabers sind zu beachten.

Der Verlag, die Autoren und die Herausgeber gehen davon aus, dass die Angaben und Informationen in diesem Werk zum Zeitpunkt der Veröffentlichung vollständig und korrekt sind. Weder der Verlag noch die Autoren oder die Herausgeber übernehmen, ausdrücklich oder implizit, Gewähr für den Inhalt des Werkes, etwaige Fehler oder Äußerungen. Der Verlag bleibt im Hinblick auf geografische Zuordnungen und Gebietsbezeichnungen in veröffentlichten Karten und Institutionsadressen neutral.

Planung/Lektorat: Oliver Schuetze

J.B. Metzler ist ein Imprint der eingetragenen Gesellschaft Springer-Verlag GmbH, DE und ist ein Teil von Springer Nature.

Die Anschrift der Gesellschaft ist: Heidelberger Platz 3, 14197 Berlin, Germany

Vorwort

Das Eigene im Fremden oder das Fremde im Fremden zu suchen, hatte sich die nationalsprachlich orientierte Philologie in der Zeit ihrer Entstehung Anfang des 19. Jahrhunderts zur Aufgabe gemacht. Den philologischen Fächern an den Universitäten und weiterführenden Schulen kam lange Zeit die Aufgabe zu, die Werke von Balzac, Cervantes, Dostojewski, Goethe und Shakespeare zu überliefern. Auf Herders Vorstellung vom „Volksgeist“, der sich in Sprache, Literatur, Kunst, Sitten und Recht manifestiere, geht die Idee von der „Romania“, also der Gesamtheit der vom römischen Latein abstammenden Sprachen und Kulturen, zurück. Die Lehre vom „Volksgeist“ wurde in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts durch die Völkerpsychologie unterstützt, die Moritz Lazarus, Heymann Steinthal und Wilhelm Wundt zu einer eigenständigen Wissenschaftsdisziplin gemacht hatten. Das Lateinische als gemeinsame Ausgangssprache erschien zugleich als Basis für eine homogene Mentalität in der Romania.

Eine Fortsetzung findet die Lehre vom Volksgeist in der nach dem Ersten Weltkrieg ideologisch belasteten Kulturkunde, die nationalistisch ausgerichtet war und z. B. einen tiefeschürfenden deutschen Geist einem zwar brillanten, aber oberflächlichen französischen *esprit* gegenüberstellte. Nach der deutschen Niederlage im Ersten Weltkrieg gab es eine landeskundliche, auf das gegenwärtige Frankreich bezogene Strömung, die sich zur Aufgabe gemacht hatte, das „Wesen“ des französischen Erbfeindes zu erkunden, um ihn so in einer späteren Auseinandersetzung besser besiegen zu können. Obwohl Karl Voretzsch sich beim 20. Neuphilologentag 1926 in Düsseldorf gegen eine derartige „Kulturkunde“ wandte, konnte der Nationalsozialismus daran anknüpfen. Nicht lange nach der nationalsozialistischen Machtübernahme 1933 war fast ein Viertel der romanistischen Professoren aus rassistischen und politischen Gründen entlassen worden. Zu ihnen zählten Helmuth Hatzfeld, Victor Klemperer und Leo Spitzer. Letzterer ging zunächst 1933 als Professor für „europäische Philologie“ nach Istanbul. Als er drei Jahre später in die USA wechselte, übernahm Erich Auerbach seine Stelle in Istanbul, wo er sein Werk *Mimesis* schrieb. Von den in die USA emigrierten Romanisten ging eine an der Stilforschung orientierte Richtung aus. Ernst Robert Curtius, der in seinem

Werk *Europäische Literatur und lateinisches Mittelalter* (1948) die Topoi als Konstanten der europäischen Literatur in den Mittelpunkt stellte, oder Erich Auerbach, der in *Mimesis* (1946) die Wirklichkeitsdarstellung zum ästhetischen Unterscheidungsmerkmal machte, legten die Aufhebung der Beschäftigung mit der Romanistik als Einzeldisziplin nahe.

Welche Veränderungen treten mit zunehmender Globalisierung ein? Gehen die Nationalliteraturen mit ihren Werten und Narrativen immer mehr in dem auf, was man Weltliteratur zu nennen pflegt? Gemeint ist der Terminus nicht im Sinne von Goethe, der sich auf Literatur stützte, die den Wert eines „Weltkulturerbes“ hat und aus einem kosmopolitischen Geist heraus geschaffen wurde, sondern bezogen auf ein postkoloniales und postmodernes Literaturverständnis, in dem der Gegensatz von Zentrum und Peripherie aufgehoben ist.

Mit der Globalisierung stellt sich auch die Frage, ob es universelle Werte gibt. Hans Küng fasste sie in seinem Projekt „Weltethos“ zusammen. Die Globalisierung bringt gestützt durch digitale Kommunikationstechnologien internationale Verflechtungen auch in kulturellen Bereichen. Wie schon in Zeiten des Kolonialismus wird auf der einen Seite die „christlich-abendländische Kultur“ oder, was man heute als „westlichen Lebensstil“ bezeichnet, verbreitet, auf der anderen Seite entsteht eine Hyperkulturalität, in der kulturelle Vorstellungen sich von ihrem ursprünglichen Raum lösen, sich vernetzen und vermischen. Was geschieht dabei mit den Traditionen der einheimischen Kulturen? Werden sie modifiziert, verdrängt oder vergessen? Geht im Prozess einer Homogenisierung die bisherige Vielfalt verloren? Oder provoziert eben dieser Prozess unter dem Stichwort der Lokalisierung eine Gegenreaktion, die dem Verschmelzen von Kulturen die Stärkung von traditionellen und lokalen Elementen entgegensetzt?

Gibt es eine nationale oder europäische Leitkultur und wenn ja, ist sie erstrebenswert? Für Bassam Tibi sind die Werte einer erwünschten Leitkultur: Demokratie, Laizismus, Aufklärung, Menschenrechte und Zivilgesellschaft, was in etwa der Bedeutung dem entspricht, was man als „freiheitlich demokratische Grundordnung“ versteht. Wenn Integration eine gewisse Assimilation an die deutsche Leitkultur und deren Werte bedeutet, dann steht das einem Multikulturalismus gegenüber, bei dem alles gleichzeitig und damit nichts mehr wirklich gelte. Hierzu äußerte sich der ehemalige Bundestagspräsident Lammert: „Wenn ein Europa der Vielfalt nationale Identitäten bewahren und dennoch eine kollektive Identität entwickeln soll, braucht es eine politische Leitidee, ein gemeinsames Fundament von Werten und Überzeugungen. Eine solche europäische Leitidee bezieht sich notwendigerweise auf gemeinsame kulturelle Wurzeln, auf die gemeinsame Geschichte, auf gemeinsame religiöse Traditionen“¹. Ergänzend und klärend schlägt Lammert eine europäische Leitkultur vor. Eine solche habe beruhend auf der „kulturellen Moderne“ (Habermas) nach Bassam Tibi der Vernunft vor der Religion den Vorzug zu geben, Religion und Politik zu trennen und

¹Die Welt, 13. Dezember 2005.

Demokratie, Pluralismus und Toleranz einzufordern. Auch aus der Partei der Grünen kommen Forderungen nach einer Leitkultur. Im *Stern* vom 20.01.2016 ist folgender Satz des Politikers Özdemir zu lesen: „Das Grundgesetz ist unsere Leitkultur.“ Allerdings sind dies rein politisch-juristische Positionen, die wenig aussagen über Motivationen, Lebensstile und leitende Werte. In jedem Fall stellt sich die Frage nach der Möglichkeit einer Leitkultur angesichts verbreiteter Multikulturalität und Transkulturalität gegenwärtiger Gesellschaften. Inwiefern sind heutige Kulturen durch eine Vielfalt möglicher Identitäten gekennzeichnet und haben dadurch grenzüberschreitenden Charakter?

Neuphilologien wie die Germanistik, die Romanistik, die Anglistik und die Slawistik sind an deutschen Universitäten im 19. Jahrhundert entstanden aus dem Bemühen der Romantiker, einen jeweiligen nationalen Volksgeist zu bestimmen. Ähnliche Versuche gab es in der Rechtswissenschaft, wo die Germanisten die deutsche Rechtstradition vor der römischen bevorzugten, die die Romanisten vertraten. Wie die klassische Philologie, die immer schon die kulturellen und philosophischen Kontexte mitberücksichtigte, beschäftigten sich auch die Neuphilologien von Anfang an mit den *Realia*, d.h. den praktischen Gegebenheiten einer Kultur. Die ersten Professuren für deutsche Philologie wurden 1801 in Münster, 1805 in Göttingen und 1810 in Berlin besetzt, das erste Germanistische Seminar wurde 1858 in Rostock eingerichtet. In der frühen Germanistik standen wie in der Romanistik nach dem Vorbild der Altphilologie Quellensicherung und Textedition im Vordergrund. In der Mitte des 19. Jahrhunderts war „Germanistik“ die Beschäftigung mit insbesondere mittelalterlichen Erscheinungsformen der germanischen Kultur in Geschichte, Rechtswesen, Literatur und Sprache. Sie entsprach dem politischen Wunsch, das Gefühl für eine nationale Identität, ein Nationalbewusstsein für ein jahrhundertelang in Kleinstaaten zerfallenes Deutschland zu schaffen. 1846 lösten sich die Historiker aus der Germanistenversammlung in Frankfurt und gründeten wie später die Juristen ihren eigenen Verband. Ende des 19. Jahrhunderts hatten sich auch die Niederlandisten und die Skandinavisten aus der Germanistik verabschiedet.

Auch die Romanistik entwickelte sich im 19. Jahrhundert. Getragen wurde die Romanistik wie auch die Germanistik vom Bildungsbürgertum, das auf kulturelle und ethische Wissens Elemente mehr Wert legte als auf funktionale Wissensbereiche, die zur beruflichen Qualifikation dienen. Wilhelm von Humboldt, der die Berliner Universität gründete, propagierte eine Bildungsidee, nach der Wissenschaft etwas nie ganz Gefundenes, sondern immer Aufzusehendes ist, so dass das problemorientierte Forschen im Mittelpunkt stehen soll, bei dem der Staat nur hinderlich sei, wenn er sich einmische. Der Staat solle von den Universitäten nichts fordern, sondern überzeugt sein, dass sie von einem höheren Gesichtspunkt aus optimal in seinem Sinn arbeiten, wenn er sich nicht einmischt. Durch Humboldts Revolutionierung ist die Universität aus einer Zweckveranstaltung des Staats zum Raum zweckfreier Forschung ohne den bisherigen Schulcharakter geworden, ist ihre Würde die des Geltungsanspruchs des freien Geistes moderner Wissenschaft, wobei gerade die Philosophische Fakultät paradigmatischen Charakter hat. Ihr geht es nach Immanuel Kant in erster Linie um Wahrheitsfindung und Gelehrsam-

keit, während in den anderen Fakultäten nützliche Zwecke im Vordergrund stehen: „nach dem Tode selig, im Leben unter anderen Mitmenschen des Seinen durch öffentliche Gesetze gesichert, endlich des physischen Genusses des Lebens an sich selbst (d.i. der Gesundheit und langen Lebens) gewärtig zu sein.“²

Mit der Pisa-Studie, die sich mit dem Lernerfolg von Sprachunterricht auf allen Ebenen, also im Gymnasium, in der Berlitzschule oder der Universität, im dreijährigen Rhythmus beschäftigt, ergab sich ab dem Jahr 2000 eine einschneidende Veränderung der Positionierung der Philologien in Europa. Nunmehr interessierten weniger die Inhalte der jeweiligen Kultur oder Literatur, sondern stattdessen vor allem die kommunikativen Kompetenzen, d. h. die Bewältigung kommunikativer Situationen, das Verfassen adressatengerechter und grammatisch korrekter Texte und das Verständnis unterschiedlicher Textarten. Letztere ließen sich durch Sprachtests messen und prüfen. Wer nun in einer künftigen Pisa-Studie gut abschneiden wollte, musste Lückentexte richtig ergänzen und für die Alltagskommunikation gewappnet sein, z. B. wenn es darum geht, einem ausländischen Bekannten den Weg zu erklären. Literarisches und kulturelles Wissen, das sich nicht quantitativ testen lässt, wurde vernachlässigt. Der Kanon der zu lesenden wichtigen Autoren wurde weitgehend abgeschafft zugunsten alltäglicher Probleme, die auch anhand von Zeitungsausschnitten behandelt werden können.

Für die Philologien an den Universitäten blieb die Umstellung der Prioritäten, die Pisa für die weiterbildenden Schulen zur Folge hatte, nicht ohne Konsequenzen. In den Bachelor- und Masterstudiengängen für das Lehramt an höheren Schulen stehen in Nordrhein-Westfalen zu Anfang des Studiums von Pädagogen begleitete Hospitationsaufenthalte der Studierenden an den Schulen, die sie gerade verlassen haben, später ein ganzes Semester, das von Pädagogen begleitet an der Schule verbracht wird, zahlreiche fachdidaktische und sprachpraktische Veranstaltungen, so dass die kulturellen und literarischen Inhalte an den Rand gedrängt werden. Während noch vor Pisa ein Kanon der an den Gymnasien zu lesenden Texte per Erlass den Schulen vorgegeben wurde, sind die Inhalte vor allem in den Fremdsprachenphilologien nunmehr beliebig und sekundär. Es bedarf daher einer Neubesinnung. Ist es angesichts der Globalisierung erstrebenswert, Elemente einer nationalen bzw. europäischen Leitkultur zu erarbeiten? Wie können diese die interkulturelle Kompetenz fördern? In welchem Verhältnis stünden diese Elemente zu universellen Werten? Welche Position kann die Philologie in Zeiten einnehmen, in denen sie nicht mehr durch ein Bildungsbürgertum unterstützt wird, wie es im 19. Jahrhundert existierte, und staatliche Vorgaben dort, wo es um philologische Lehramtsstudiengänge geht, anders als im Humboldtschen Modell, Konsequenzen einer Pisastudien werden. Soll künftig in den Gymnasien auf die Beschäftigung mit Balzac, Cervantes, Dostojewski, Goethe und Shakespeare verzichtet werden?

Dies sind die wichtigsten Fragen, von denen ausgehend im Juni 2019 eine interdisziplinäre Tagung zum Thema „200 Jahre Nationalphilologien: Von der

²Kant, Immanuel: Streit der Fakultäten, Klaus Reich (Hg.). Hamburg 1959, S. 23.

Romantik zur Globalisierung“ stattfand. Die im vorliegenden Band versammelten Beiträge wurden zum Teil während der Tagung vorgetragen, zum Teil sind sie später eingeworben worden. Der erste Teil der Artikel unternimmt mit Blick auf die Geschichte der Fächer eine Neubestimmung aus der Tradition heraus, ein zweiter Teil belegt, wie der Rahmen des Nationalen durch Kolonien und das Konzept der Weltliteratur gesprengt wird, der dritte Teil schließlich zeigt neuere Perspektiven, etwa durch die neueste Fachgeschichte, den Aufweis transversaler Beziehungen, aber auch durch Paradigmenwechsel wie den von 1968 und Neuorientierungen oder neuere Schlüsselbegriffe wie Kompetenz und Leitkultur.

Ausgehend von der Romanischen Philologie in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts zeigt Ursula Bähler, wie eine Rückbesinnung auf die Gründertexte in Frankreich und Deutschland wichtige Überlegungen für heutige Debatten bietet, wobei eine thematische Konstante die Auseinandersetzungen des Eigenen mit dem Fremden ist. Hier stehen sich nationale und universalistische Konzeptionen wie die einer *littérature européenne*, einer *civilisation occidentale* oder einer Weltliteratur gegenüber. Die Welt- und Werthaltigkeit der Philologie hat sie immer schon zu einer dezidiert unbequemen Wissenschaft werden lassen. Unbequem erschien sie schon Nietzsche, der sie einem Zeitalter der Hast mit der Langsamkeit der Goldschmiedekunst gegenüberstehen sieht. – Wie sich im ausgehenden 18. und im 19. Jahrhundert das Wissen über spanische und portugiesische Literatur in Deutschland von einem außeruniversitären adligen und bürgerlichen Publikum zu akademisch universitären Kreisen bewegte und von literarischer und historischer Belesenheit zur historischen Grammatik und zur positivistischen Literaturgeschichte entwickelte, zeigt Alexander Kalkhoff. – Manfred Tietz erläutert dieselbe Entwicklung aus der Perspektive der Universitäten, in deren Fächerkanon sich die Neuphilologien im 19. Jahrhundert integrierten. Dabei spielen Faktoren wie die Säkularisierung des Wissens und der Weltsicht sowie ein von Wilhelm von Humboldt entworfenes Bildungsideal, bei dem Literatur als bildend verstanden wird, eine Rolle. Tom Kindt, Hans-Harald Müller und Myriam Richter zeigen, wie die repräsentativen Fachzyklopädien der Neuphilologien, die das gesamte zu Anfang des 19. Jahrhunderts entstandene Fach repräsentativ im systematischen Zusammenhang darstellen, um 1900 von Grundrissen abgelöst werden, die sich auf einzelne wichtige und besonders nachgefragte Teilgebiete beschränken. Verleger und Herausgeber tragen so einer Entwicklung Rechnung, die sich schließlich mit der Transformation der Grundrisse in Buchreihen fortsetzt.

Nationale Konzeptionen sind Resultate politischer Konstellationen. Auch Frankreich musste den Verlust seiner Kolonien im 18. Jahrhundert verarbeiten, wie Spanien am Ende des 19. Jahrhunderts, tat dies allerdings anders als die spanische 1898er-Generation. Während Letztere sich auf eine nationale *intrahistoria* zurückzog, wurden in Frankreich Kolonialfantasien einer restituierten geo- und kulturpolitischen Hegemonie Frankreichs entwickelt, wie Hendrik Schlieper am Beispiel von Prévosts *Manon Lescaut*, Lesages *Les mariages de Canada* und der Oper von Jean-Philippe Rameau und Louis Fuzelier *Les Indes galantes* belegt. – Wo stehen französischsprachige Gegenwartsliteraturen aus der Karibik im Spannungsfeld von Nationalliteratur und Weltliteratur, fragt Gesine Müller. Hatte das Konzept

der Frankophonie noch klare Vorstellungen von Frankreich als Zentrum und den ehemaligen Kolonien als Peripherie, wird nun eine die Weltdeutung enthierarchisierende „littérature-monde en français“ ausgerufen und eine Archipelisierung propagiert, bei der eine Insel nur im Verbund mit anderen, d.h. als Archipel, gedacht werden kann und die Regionen wichtiger sind als die nationalen Grenzen. Immerhin vertritt der Verlag Gallimard in den letzten Jahren zunehmend Autoren aus der frankophonen Karibik. – Politische Entwicklungen sind es, die aus dem Englischen, das ursprünglich eine Nationalsprache war, eine Weltsprache machten. Birgit Neumann belegt die Instabilität und Widersprüchlichkeit der Korrelierung von Sprache, Territorium und Nationalcharakter mit Blick auf die Kreolsprachen und postkoloniale Enteignungs-, Entgrenzungs- und Verflechtungsgeschichten, womit sie Nationalliteratur und Nationalphilologie hinterfragen und „Anglophone Studies“ in einen globalen Rahmen stellen will.

Wenn eine chinesische Studierende der Germanistik das Werk des Schweizer Idyllendichters Salomon Gessner (1730–1788) mit dem des chinesischen Dichters Tao Yuanming aus dem vierten Jahrhundert christlicher Zeitrechnung vergleichen will, erstaunt es, trotz zeitlicher und räumlicher Entfernung Parallelen zu finden, die im Lob des einfachen und unverdorbenen Landlebens als Gegenstück zum unruhigen städtischen Leben bestehen. Für Albrecht Koschorke gehört die Idylle zu jenen kulturellen Isomorphien, denen als transkulturelle Universalien ein größeres Gewicht beizumessen ist. – Die von Bildungsplänen postulierte interkulturelle Kompetenz ist es, die Frank Reiser durch die Beschäftigung mit Héctor Abad Faciolines *El olvido que seremos* gefördert sieht, wo kulturraumspezifische gesellschaftliche und politische Konflikte Kolumbiens individualisiert und fiktionalisiert sind. Wenn der Nutzen von Literatur im Weltwissen oder Möglichkeitswissen mit Irritationspotential besteht, wird hier Lebens- und Orientierungswissen bereitgestellt. – Roland Weidle subsumiert unter dem Stichwort des Weltverstehens ein breites Spektrum von kulturellen, hermeneutischen, epistemologischen und ethischen Kompetenzen, die er am Beispiel der wissenschaftlichen Auseinandersetzung mit Shakespeare exemplifiziert. Dessen Figuren scheitern nicht selten, weil sie das Verhalten von Personen falsch einschätzen. „Entschlüsseln von Welt“ ist also eine Kompetenz, wie auch die Fähigkeit, die Perspektiven anderer einzunehmen. Skeptisch Informationsquellen zu hinterfragen, Geheimnisvolles rational zu entzaubern, Brüche mit Gewohntem sowie Widersprüche und Unsicherheiten auszuhalten und die Fähigkeit, sich mit Empathie in den anderen hineinzuversetzen, sind weitere Kompetenzen, die im Verlauf des literaturwissenschaftlichen Studiums trainiert werden. – Dass Fiktionalität als symbolisch generalisiertes Kommunikationsmedium eine Form der Selbstbeschreibung von Gesellschaften ist, zeigt Thomas Klinkert am Beispiel des Romans *Le donne di Messina*, in dem der italienische Autor Elio Vittorini vermittelt durch einen kollektiven und polyphonen Erzählvorgang in ein nach dem zweiten Weltkrieg verlassenes und zerstörtes Dorf führt. Der Realitätsanspruch der Handlung im Dorf, der verschiedenen Reisegeschichten, der Augenzeugenberichte und eines Dorftagebuchs wird ergänzt durch den scheiternden Realisierungsanspruch der Utopie einer besitzlosen Dorfgemeinschaft. Der Konflikt zwischen künstlerischer Autonomie

und politisch-moralischem Engagement löst sich in Anlehnung an Niklas Luhmanns Kommunikationstheorie auf, wenn anders als in der Geschichtsschreibung oder Philosophie in der Fiktion der Gegensatz von Wahrheit und Falschheit keine Gültigkeit hat, da diese Unbeobachtbares sichtbar macht.

Belesenheit war im 19. Jahrhundert Ziel bildungsbürgerlicher Lesepraxis. Jochen Strobel fragt, ob sich Kompetenzerwerb und Besitz von Bildung tatsächlich ausschließen. Im Zuge der 68er-Bewegung allerdings nahm die Dominanz der Theorie und der gesellschaftlichen Relevanz zu, was ein Grundstudienplan aus dem Jahr 1973 belegt, der den Studierenden die gesellschaftliche Bedingtheit von Literatur als Arbeit und das Herrschaftsinteresse des kapitalistischen Staats an der Stabilisierung des Status quo verdeutlichen will und so Literaturwissenschaft zu einem Teil der Sozialwissenschaft macht – eine Tendenz, die sich auch in der Einführungsliteratur zeigt. Der Kanon der zu lesenden Werke wird zwar nicht zertrümmert, erscheint aber als etwas Vortheoretisches. – Ein Literaturkanon ist ebenso normativ wie die Leitkultur, die er bedienen kann. Für Christian Bermes ist die jeweilige Nationalphilologie Gegenstand der Leitkultur, nämlich dasjenige, worauf man zeigen könnte, wenn nach der Leitkultur gefragt wird. Nach einem Blick auf Gehlens Verständnis der Kommentarliteratur als Bestandteil der Kunst, Husserls „Lebenswelt“ und Heideggers „Grundphänomen der Alltäglichkeit“ komme er zum Schluss, dass die Kultur der Leitkultur „weder einfach der Kommentar noch die Lebenswelt, verstanden als Widerständigkeit der Doxa, an der sich der Kommentar reibt,“ ist. – Aus der Sicht der südafrikanischen „Auslandsgermanistik“ erscheint nach Gesa Singer die Erweiterung des traditionellen Literaturkanons durch Migrationsliteratur sinnvoll, die sich kulturwissenschaftlich mit der Erforschung afro-deutscher Identitäten beschäftigt. Wenn *German Studies* im südlichen Afrika zunächst von Deutschmuttersprachlern der deutschen Minderheiten betrieben wurden und mit Aufwertung des afrikanischen Erbes nach Ende der Apartheid zunehmend schwarze Akademiker eingestellt werden, wird die Kategorie der Zugehörigkeit, nicht nur als Analyse-kategorie bei der Beschäftigung mit deutschsprachiger Literatur, immer zentraler. – Klaus-Dietrich Ertler nähert sich der neueren Fachgeschichte der Romanistik von der biographischen Seite. Er hat nämlich in fünf bereits publizierten Bänden 126 emeritierte oder pensionierte Kollegen mit autobiographischen Erzählungen zu ihrem Werdegang und zu prägenden Erfahrungen zu Wort kommen lassen. In seinem uns vorliegenden Artikel eröffnet er einen Einblick in das breite Spektrum dessen, was Romanistinnen und Romanisten unterschiedlicher Generationen neben ihren wissenschaftlichen Erkenntnissen für wichtig und mitteilenswert halten. Als besonders prägend erweisen sich die Zeit der 68er Generation, aber auch die jeweilige religiöse Ausrichtung.

Nach der Selbstmythisierung der Gründer der Deutschen Philologie erscheint Lothar Bluhm die Rede vom Ende der Germanistik nur als Topos der modernen Wissenschaftsreflexion, der immer wieder auf die Notwendigkeit einer Neubestimmung hinweist. War sie ursprünglich eine von vaterländischer Euphorie getragene nationale Wissenschaft mit der Aufgabe, zur nationalen Identitätsbildung beizutragen, hat sie nun auf die Herausforderungen einer pluralen, heterogenen und hybriden Gesellschaft mit 2018 einem Migrationsanteil von 22,5 %

zu reagieren, wobei ein Vorschlag die Trennung von Sprachbildungs- und Kulturbildungsbereichen ist. – Eine neue Strukturierung der philologischen Fächer schlägt auch Christoph Strosetzki vor. Brachten die Romantik und die Philosophie des deutschen Idealismus einen neuen Impuls für die Physik und die Philologie und hatten Physik und Philologie beide zu Anfang des 19. Jahrhunderts aus der propädeutischen Tradition der *artes liberales* herausgefunden, so erstaunt doch die unterschiedliche Entwicklung, die sie in den darauffolgenden zweihundert Jahren genommen haben. Während die Physik inzwischen über zahlreiche Professuren für die unterschiedlichsten Spezialgebiete verfügt, werden die Philologien von uneingeweihten Juristen immer noch pauschal als „Sprachwissenschaften“ bezeichnet, weil sie sich institutionell nach wie vor durch Nationalsprachen, statt durch Spezialgebiete definieren, obwohl sie wie die Physiker ihre jeweiligen Schwerpunkte haben.

Gedankt sei an dieser Stelle dem Ehepaar Reinhard und Gertraud Horstmann, das die Durchführung der Tagung finanziell unterstützte, die in Zusammenarbeit mit dem *Center for Literature*, Burg Hülshoff, stattfand. Maike Dietz ist die Ausführung der redaktionellen Arbeiten zu verdanken.

Münster

Christoph Strosetzki

Inhaltsverzeichnis

| | |
|---|-----|
| Offene Philologie. Vom Umgang mit fremden Welten | 1 |
| Ursula Bähler | |
| Cervantes, Camões und die Anfangsgründe der spanischen Sprache: Die Funktionen des Wissens über die Iberoromania im Deutschland des 19. Jahrhunderts | 21 |
| Alexander M. Teixeira Kalkhoff | |
| Zum Warum der Aufnahme der Neuphilologen in den universitären Fächerkanon im 19. Jahrhundert. | 35 |
| Manfred Tietz | |
| Zur Transformation neuphilologischer Wissensordnungen und Informationsspeicher um die Wende des 19. zum 20. Jahrhundert. Entwicklungen und Ursachen. | 59 |
| Hans-Harald Müller, Tom Kindt und Myriam Richter | |
| The ‚Empire‘ Writes Back: Literarische Rekolonialisierungen im Frankreich des 18. Jahrhunderts (Prévost, Lesage, Fuzelier/Rameau). | 75 |
| Hendrik Schlieper | |
| Nationalliteratur – Weltliteratur – Literaturen der Welt: das Beispiel französischsprachiger Gegenwartsliteraturen aus der Karibik | 97 |
| Gesine Müller | |
| Philologie im Zeichen von Sprachpolitik – Englisch als National- oder Weltsprache? | 109 |
| Birgit Neumann | |
| Transversale Ähnlichkeiten. Philologie jenseits von Tradition, Einfluss und Verflechtung | 129 |
| Albrecht Koschorke | |

| | |
|--|------------|
| Gesellschaftliche Traumata und literarischer Kanon. Überlegungen zur Funktion literarischer Bildung für interkulturelle Kompetenz am Beispiel von <i>El olvido que seremos</i> von Héctor Abad Faciolince | 139 |
| Frank Reiser | |
| „What do you read, my lord?‟: Aufgaben und Möglichkeiten einer anglistischen Literaturwissenschaft | 155 |
| Roland Weidle | |
| Systemtheoretische Überlegungen zum Zusammenhang von Literatur und Gesellschaft. Mit einer Fallstudie zu Elio Vittorini | 171 |
| Thomas Klinkert | |
| Theorie statt Belesenheit? Das literaturwissenschaftliche Grundstudium nach 1968 | 191 |
| Jochen Strobel | |
| Leitkultur. Die Kommentarbedürftigkeit moderner Gesellschaft und die Lebenswelt | 215 |
| Christian Bermes | |
| Ansätze zur Interkulturalität und Dekolonisierung der Germanistik im südlichen Afrika | 223 |
| Gesa Singer | |
| Romanistik als Passion – Narrative aus der neueren Fachgeschichte. | 235 |
| Klaus-Dieter Ertler | |
| Vom Anfang und Ende der Wissenschaft von der deutschen Sprache und Literatur in Deutschland | 257 |
| Lothar Bluhm | |
| Philologie und Physik in der Romantik und heute | 271 |
| Christoph Strosetzki | |

Offene Philologie. Vom Umgang mit fremden Welten



Ursula Bähler

„Philologie [ist] die Wissenschaft, die den Menschen zu verstehen sucht, soweit er sich im Worte (Sprache) und in Wortgebilden äussert.“ (Leo Spitzer) (Spitzer 1945/46, S. 576)

„Studenten beizubringen, wie sie bessere Leser von Texten werden, geschweige denn bessere Leser des Lebens, scheint das letzte zu sein, was man uns ‚verstaubten Philologen‘ zutraut.“ (Sheldon Pollock) (Pollock 2009, S. 48)

Zusammenfassung Bald als Brutstätten von Rassismus, Kolonialismus und Nationalismus verschrien, bald als Ursprungsorte kulturübergreifender Konvivenz gepriesen, sind die Modernen Philologien nicht erst seit heute Gegenstand kontroverser Diskussionen. In der Tat spannen sich ihre konzeptuellen Verwirklichungen inhaltlich und ideologisch zwischen zwei diametral entgegengesetzten Positionen auf: einer hegemonial-destruktiven und einer demokratisch-konstruktiven. In der Fachgeschichte wurde bis jetzt die erste Position weit öfter in den Fokus gerückt als die zweite, so dass die Modernen Philologien unter eine Art ideologischen Generalverdacht geraten sind. Die Aufarbeitung ihrer dunklen Seiten ist für die Selbstreflexion der philologischen Disziplinen unabdingbar. Ebenso unerlässlich für ihr Selbstverständnis und ihre weitere Entwicklung ist es aber, sich auf das positive Potenzial zu besinnen, das sie von Anfang an bereitgestellt haben und das eine „Zukunftsphilologie“ (Sheldon Pollock) fruchtbar machen kann. Unter diesen Vorzeichen konzentrieren sich die folgenden Ausführungen auf die Gründertexte der Romanischen Philologie in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Ziel ist es, zu zeigen, wie eine Rückbesinnung auf die Anfänge dieser Disziplin relevante Überlegungen für die heutigen Debatten zur vielzitierten „Krise“ der Modernen Philologien liefern kann.

U. Bähler (✉)

Romanisches Seminar, Universität Zürich, Zürich, Schweiz

E-Mail: ubaehler@rom.uzh.ch

Schlüsselwörter Geschichte der Modernen Philologien • Geschichte der Romanischen Philologie • Krise der Modernen Philologien • Hermeneutik • Das Eigene und das Fremde • Partikularismus • Universalismus • Nationalismus • Mittelalterliche Literatur • Mediävistik • Gaston Paris • Adolf Tobler • Ferdinand Brunetière

„[P]hilology is irreducibly complex, and repels as strongly as it attracts“¹. Mit diesem Satz fasst Geoffrey Galt Harpham die Rezeptionsgeschichte der Modernen Philologien, jener Disziplinen also, die sich mit Sprachen und Literaturen des Mittelalters und der Neuzeit beschäftigen, prägnant zusammen. Bald als Brutstätten von Rassismus, Kolonialismus und Nationalismus verschrien, bald als Ursprungsorte kulturübergreifender Konvivenz gepriesen, sind die Modernen Philologien nicht erst seit heute Gegenstand kontroverser Diskussionen². In der Tat spannen sich ihre konzeptuellen Verwirklichungen inhaltlich und ideologisch zwischen zwei diametral entgegengesetzten Positionen auf: einer, die wir als hegemonial-destruktiv und einer, die wir als demokratisch-konstruktiv bezeichnen können. In der Fachgeschichte wurde bis jetzt die erste Position weit öfter in den Fokus gerückt als die zweite, so dass die Modernen Philologien, nicht zuletzt bei ihren eigenen Vertreterinnen und Vertretern, unter eine Art ideologischen Generalverdacht geraten sind³. Die Aufarbeitung ihrer problematischen, dunklen Seiten ist für den Läuterungsprozess und die Selbstreflexion der philologischen Disziplinen unabdingbar⁴. Ebenso unerlässlich für ihr Selbstverständnis und ihre weitere Entwicklung ist es aber, sich vor allem auf das positive Potenzial zu besinnen, das sie von Anfang an bereitgestellt haben und das eine „Zukunftsphilologie“ (Pollock 2009) fruchtbar machen kann. Disziplinengeschichte bedeutet immer ein gleichzeitiges Ausdifferenzieren von Mängeln und Möglichkeiten, von Irrwegen und Chancen. Es ist dies die „Arbeit an der Heterogenität der philologischen Diskurse“⁵, die Markus Messling zu Recht anmahnt.

Unter diesen Vorzeichen konzentrieren sich die folgenden Ausführungen auf die Gründertexte der Romanischen Philologie in der zweiten Hälfte des 19. Jh., der Zeit ihrer disziplinären Institutionalisierung. Ziel ist es, zu zeigen, wie eine Rückbesinnung auf die Anfänge dieser Disziplin relevante Überlegungen für die heutigen Debatten zur vielzitierten „Krise“⁶ der Modernen Philologien liefern kann. Den

¹ Harpham 2009, S. 55.

² S. auch Rabault-Fuerhahn 2014 und Feuerhahn und Rabault-Fuerhahn 2014.

³ S. dazu auch Pollock 2009, S. 38.

⁴ Stellvertretend seien hier in chronologischer Abfolge genannt: Said 1978, Bloch & Nicholson 1996, Hausmann 2000, Olender 2009, Messling 2016.

⁵ Messling 2013, S. 78. Die inhaltliche und ideologische Heterogenität zeichnet im Übrigen gerade in ihren institutionellen Anfängen die Diskurse der Romanischen Philologie in Deutschland aus, wie dies J. Wolf 2012 aufzeigt.

⁶ Zu dieser Krise s. etwa Messling 2013, S. 70–71, mit den entsprechenden Angaben, und Gumbrecht 2015.

thematischen roten Faden liefern die Auseinandersetzungen des Eigenen mit dem Fremden, welche den philologischen Diskurs auf all seinen meta- und auto-reflexiven, methodologischen und inhaltlichen Ebenen durchziehen und gesellschaftlich relevante Formen des Zusammenlebens von Menschen und Gemeinschaften modellieren⁷. Ich beschränke mich auf Deutschland und Frankreich, die beiden Länder, in denen sich die Romanische Philologie als moderne Geisteswissenschaft am frühesten und intensivsten etabliert hat. Innerhalb der Philologie liegt der Akzent auf der Literaturwissenschaft⁸.

1 Fremde Welten I: Romanische Philologie

Das 19. Jh. gilt gemeinhin als goldenes Zeitalter einer aller öffentlichen Rechenschaft enthobenen, gesellschaftlich breit akzeptierten Philologie. So liest man etwa bei Heinz Schlaffer:

So reflexionslos konnte das Leben der Philologen auf dem historischen Höhepunkt ihres wissenschaftlichen und gesellschaftlichen Ansehens dahingehen, weil ihnen die kulturelle Bedeutung von Literatur als wesentlicher Bestandteil klassischer Bildung, humanistischer Tradition, bürgerlichen Bewusstseins und nationaler Identität von vornherein gesichert zu sein schien. Da Philologie als wissenschaftliche Disziplin an den Universitäten eingerichtet, also von Staat und Gesellschaft approbiert war, konnte sie sich jeder Begründung ihrer Existenz enthoben glauben. Solche Selbstverständlichkeit musste im 20. Jahrhundert erst erschüttert werden, damit die Philologen wieder auf die Frage stießen, wozu es denn gut sei, dass es sie gebe⁹.

Das Geschilderte mag allenfalls auf die Klassische Philologie zutreffen, auf keinen Fall jedoch widerspiegelt es die Situation der Romanischen Philologie. Ganz im Gegenteil weisen deren Gründertexte eine große Dichte an auto- und metareflexiven Elementen auf, jenen Überlegungen also, die das eigene Tun und dessen Sinn(haftigkeit) zum Gegenstand haben¹⁰. Die Romanische Philologie war nie eine selbstverständliche Disziplin, weder als Fremd- noch als Nationalphilologie¹¹. Die letztlich ökonomisch motivierten Gründe des Legitimations-

⁷Wenn Axel Horstmann schon vor mehr als dreißig Jahren in selbstironischem Ton anmerkte, dass mit dem Titel „Das Fremde und das Eigene“, mit dem er seine Antrittsvorlesung an der Universität Hamburg überschrieben hatte, im philosophisch-hermeneutischen Kontext kein Preis für Originalität zu holen sei (1986/7, 7), dann trifft dies auch und besonders für die Beschäftigung mit dem philologischen Diskurs zu, hallt doch in vieler Ohren der von Leo Spitzer am Ende des 2. Weltkriegs veröffentlichte Artikel mit der gleichnamigen Überschrift nach (1945/46). Nun ist aber Originalität das eine, Relevanz das andere. Das Begriffspaar des Eigenen und des Fremden liefert nach wie vor einen der aussagekräftigsten Zugänge zum Verständnis der Philologie.

⁸Zur Begriffsgeschichte der Philologie s. Bähler 1995.

⁹Schlaffer 1990, S. 226.

¹⁰Dazu Bähler 2004, S. 311–372.

¹¹S. auch J. Wolf 2012, S. 182, S. 209 *et passim*.

zwangs, unter dem sie, wie die Modernen Philologien überhaupt, heute steht, sind in dieser speziellen Ausprägung sicher neu, nicht jedoch der Rechtfertigungsdruck an und für sich. Ein solcher ist der Romanischen Philologie von Anfang an eingeschrieben. Die Umstände, die zu dieser Tatsache führten und die Argumentarien, mit denen darauf reagiert wurde, sind Gegenstand der nachfolgenden Kapitel.

Man könnte so weit gehen, zu behaupten, dass die Romanische Philologie von Anfang an eine Disziplin in der „Krise“ war, wenn man unter einer Krise nicht, wie dies heute meist der Fall ist, ein konjunkturelles und weitgehend fremdbestimmtes Phänomen versteht, an dessen Ende das eigene Verschwinden droht, sondern ein der Disziplin inhärentes und selbstbestimmtes Prinzip, das zu deren Lebendigkeit beiträgt. Eine Krise ruft dann nicht in erster Linie nach der Kompensation eines Mangels, sondern nach der Sichtbarmachung und Entwicklung eines Potenzials, im Sinne des griechischen Etymons *krinein*, „unterscheiden“, „sortieren“, das heißt, auf unseren Gegenstand bezogen, eines steten (Aus-)Differenzierens der Ziele und Zwecke, Inhalte und Methoden der Philologie.

Als eine erste Form der Auseinandersetzung des Eigenen mit dem Fremden kann so der Dialog zwischen Philologie und Gesellschaft gelten, das Verhandeln des *esoterischen* Wissens mit einem *exoterischen* Publikum, um es mit dem von Ludwik Fleck in die Wissenschaftstheorie eingeführten Begriffspaar auszu-drücken¹². Die Gründer der Romanischen Philologie können uns hier insofern Inspiration sein, als sie ihr Fach mit Verve präsentierten und dabei durchaus eine gewisse Legitimations*lust* an den Tag legten, die angesichts des oft larmoyant-anklagenden oder aber selbstironisch-autodestruktiven Tons der aktuellen Debatten über den Platz der Philologien an Universitäten und im öffentlichen Diskurs auch heute eine sinnvolle Strategie wäre. Wir könnten es uns in der Tat zur Gewohnheit machen, über die Inhalte und Ziele unseres Forschens und Schreibens zu informieren, ohne darin schon *per se* eine Zumutung zu sehen. Dabei geht es weniger um die Rechtfertigung eines utilitaristisch-ökonomisch nicht unmittelbar verwertbaren Tuns, sondern um das Teilhabenlassen an einem sozial und individuell sinnstiftenden Wissen. Anders als eine von außen auf-oktroyierte, lästige Bürde kann man das Erklären der eigenen Tätigkeit als einen ganz normalen, letztlich aus dem Inneren der Wissenschaft kommenden Prozess der Rechenschaft – und nicht der Rechtfertigung – anderen und sich selbst gegen-über verstehen. Ein solcher Ansatz schiene mir heute dringender denn je, nicht nur aufgrund des öffentlichen Drucks, sondern auch in Anbetracht eines gewissen, im besten Fall virtuosen Selbstläufertums, das aus unseren Fächern allzu oft eine verzichtbare Spielwiese des Beliebigen macht. Wir sollten wieder vermehrt Position beziehen, statt uns hinter einer schimärischen Wertneutralität zu verschanzen¹³. Philologie ist, wie jede Wissenschaft, *welthaltig* und *werthaltig*. Sie setzt sich

¹² Fleck 1980 [1935].

¹³ S. dazu auch Pollock 2009, S. 48–50.

mit sprachlich verfassten Weltbezügen auseinander und bezieht sich ihrerseits in je spezifischer Weise und mit je spezifischer Absicht auf die Welt. Diese Welt-haltigkeit und ihre ideologischen Prämissen offen darzulegen könnte (wieder) zu einer Selbstverständlichkeit werden, die dem Austausch mit der Öffentlichkeit, der Verbreitung des esoterischen Wissens und damit der gesamtgesellschaftlichen Relevanz unserer Disziplinen zugutekäme.

Doch worüber legten (sich) die Philologen der Gründerzeit in ihren Texten denn nun genau Rechenschaft ab? Dies soll in den folgenden Abschnitten beantwortet werden.

2 Fremde Welten II: Literaturen des Mittelalters

Die Modernen Philologien sind wesentlich nach dem Vorbild der Klassischen Philologie und gleichzeitig in Abgrenzung zu dieser entstanden. Gegenstand der Klassischen und insbesondere der Griechischen Philologie waren vorzugsweise Texte, die in der neuhumanistischen Lesart Zugang zur „ewigen Norm“¹⁴ menschlichen Seins und Schaffens eröffneten und damit einen sowohl moralischen als auch ästhetischen Erkenntnis- und Erziehungszweck verfolgten, den niemand ernstlich in Frage stellte. So bestand für Wilhelm von Humboldt der größte Nutzen des Studiums des Griechentums

[...] nicht gerade in dem Anschauen eines solchen Charakters, als der Griechische war, sondern in dem eignen Aufsuchen desselben. Denn durch dieses wird der Aufsuchende selbst auf eine ähnliche Weise gestimmt; Griechischer Geist geht in ihn über; und bringt durch die Art, wie er sich mit seinem eignen vermischt, schöne Gestalten hervor [...] ¹⁵.

Gegenstand der Romanischen Philologie waren nun aber Literaturen und Sprachen, die bis dahin, sofern überhaupt bekannt, weder ästhetisch noch ethisch wertgeschätzt, geschweige denn als erzieherisch wertvoll eingestuft wurden, nämlich zunächst die mittelalterlichen. Warum Texte der zwischen Antike und Humanismus eingeklammerten Zeit nun plötzlich wichtige Gegenstände der Forschung und Lehre werden sollten, musste zuerst erklärt werden. Der Romanischen Philologie eignet so von Anfang an ein heterodoxer Gestus, der mit dem neuhumanistischen Bildungsideal bricht und dessen subversive Kraft in der Fachgeschichtsschreibung bisher nicht genug herausgestrichen wurde. Es geht gerade *nicht* darum, am „Gewebe einer normativen Kultur“¹⁶ weiter zu wirken, sondern einen *neuen Stoff* zu weben. In diesem Bruch mit dem Normativen besteht der emanzipatorische Akt der Modernen Philologien.

¹⁴Horstmann 1986/87, S. 21.

¹⁵„Über das Studium des Alterthums, und des Griechischen insbesondere“ (1793), zitiert in Horstmann 1986/87, S. 22.

¹⁶Messling 2013, S. 70.

Die Auseinandersetzung mit dem Normativen lässt sich in Frankreich besonders deutlich beobachten. Hier war es jedoch weniger die Klassische Philologie als vielmehr die Tradition der sogenannten *Belles-Lettres*, die den Erwartungshorizont bestimmte, gegen den es sich abzuheben galt. Die *Belles-Lettres* hatten die französische Klassik innerhalb der Moderne paradigmatisch an die Stelle der Antike gesetzt. Für die Vertreter der klassizistischen Position – zu nennen sind hier emblematisch Désiré Nisard und Ferdinand Brunetière – setzt die französische Literaturgeschichte in einem ernst zu nehmenden Sinn erst mit der Literatur des 17. Jh. ein. Verglichen mit dieser galt die Literatur des Mittelalters als klar minderwertig, sowohl ästhetisch – mittelalterliche Texte wurden meist als repetitiv-monotone Kompositionen ohne Struktur und Logik wahrgenommen, ihre Sprache als ungebüßlich regellos in Orthographie, Grammatik und Syntax – als auch ethisch: in den *chansons de geste* etwa sah man in erster Linie Inszenierungen von brutaler Gewalt, in den *fabliaux* solche plumper Obszönitäten¹⁷.

Im Bereich der Literaturwissenschaften hatten in Frankreich also zwei normative, sich an ästhetischen und ethischen Regelwerken orientierende Modelle Gültigkeit, das klassisch antike und das klassizistisch *belles-lettristische*. Gegenüber diesen musste sich die Romanische Philologie, obwohl im Kern Nationalphilologie – das mittelalterliche Frankreich ist in der Tat innerhalb der Romania das Ursprungsland praktisch aller ‚modernen‘ Literaturgattungen –, ihren Platz erkämpfen. Die Aufweichung der normativen Sichtweise zeigt sich sehr klar bei Gaston Paris, dem neben Paul Meyer wohl wichtigsten Begründer der Romanischen Philologie in Frankreich. 1885, im Vorwort zu seiner an ein breiteres Publikum gerichteten Textsammlung *La Poésie au moyen âge* äussert er sich wie folgt:

La poésie du moyen âge offre assurément même aux esprits les plus délicats et les plus cultivés, pourvu qu'ils ne se refusent pas de parti pris à les accepter, de véritables jouissances : elle frappe souvent l'imagination et touche le cœur par sa grandeur naïve, par sa simplicité, par l'intensité du sentiment qui la pénètre, ou elle plaît par la grâce svelte et la vive allure de l'expression. Il est sûr, d'autre part, que non seulement elle ne répond pas aux exigences du goût classique et qu'elle heurte toutes les habitudes dont nous trouvons souvent commode de faire des règles, mais encore qu'elle a des défauts généraux, des pauvretés et des faiblesses incontestables : on y relève souvent un singulier mélange de bizarrerie et de banalité, de grossièreté et de convention ; enfin il faut bien reconnaître que le plus habituel des défauts qu'elle présente, comme le plus insupportable, est la platitude. C'est malheureusement l'écueil que l'esprit français, à toutes les époques, côtoie volontiers et touche trop souvent, comme d'autres l'obscurité, le vague ou l'emphase¹⁸.

In den Anfangsjahren der Institutionalisierung der Romanischen Philologie in Frankreich war die mittelalterliche Literatur eine fremde Literatur im eigenen Land. Sie war die große Unbekannte und somit eine geeignete Projektionsfläche

¹⁷ S. dazu Bähler 2011.

¹⁸ G. Paris ⁶1906 [1885], VII–IX.

für alles, was es im Namen des traditionellen ethisch-ästhetischen Kanons auszugrenzen galt. Mit ein Verdienst der Romanischen Philologie war es, diese Normen aufzuweichen und dem Diversen einen Platz zu geben. Auch wenn dies unmittelbar keine radikale Umformung des klassizistischen Kanons nach sich zog, war doch der Weg dahin geebnet, das Abweichende zu integrieren und die Position der Voreingenommenheit („parti pris“) und der bequemen Regelgläubigkeit („les habitudes dont nous trouvons souvent commode de faire des règles“) hinter sich zu lassen. Mit subtiler Ironie suggeriert Gaston Paris, dass Schwächen des „esprit français“, die man gemeinhin lieber nicht sehen will, in der französischen Literatur des Mittelalters besonders gut zum Vorschein kommen. Im Fremden (der mittelalterlichen Literatur) wird das Verdrängte des Eigenen (der klassischen Literatur) sichtbar, ganz im Sinne des von Arno Gruen in seinem Buch *Der Fremde in uns* beschriebenen psychischen Grundmechanismus der Abwehr dessen, was im Eigenen nicht sein darf¹⁹.

Auch in Deutschland hatten zur selben Zeit die *eigene* mittelalterliche Literatur und die Deutsche Philologie einen durchaus schweren Stand. Dieser war jedoch weniger im Spannungsverhältnis zu einem neuzeitlichen normativen Sprach- und Literaturverständnis begründet, als vielmehr in der Konkurrenz zum normativen Bildungsanspruch und -angebot der Klassischen Philologie²⁰. Die gängige Vorstellung von einer allseits gefeierten Hochblüte der mediävistischen Germanistik im 19. Jh., die aus der Mittelalter-Verehrung der Romantik und der patriotischen Einbettung der mittelalterlichen Literatur in die Ideologie der Freiheitskriege gewissermaßen organisch hervorgegangen sei, scheint jedenfalls revisionsbedürftig²¹. Dass die Romanische Philologie, die sich nicht nur mit *mittelalterlichen*, sondern mit *fremden* mittelalterlichen Literaturen auseinandersetzte, in Deutschland die traditionelle Bildungskarte erst recht nicht ausspielen konnte, erstaunt umso weniger. Gustav Gröber nimmt das Fach in seinem *Grundriss* gleich selbst aus dem Spiel:

Unleugbar ist sie [die Romanische Philologie] nicht berufen zu vielseitigem praktischem Wirken und unfähig das zu leisten, was durch die Erfassung des idealen Geistes des Altertums die klassische Philologie für die Menschenbildung und Menschenerziehung geleistet hat; denn jener Geist ist in ihren Urkunden minder wirksam²².

Dass es auf die Frage nach dem ethischen Gehalt der Romanischen Philologie auch im deutschsprachigen Raum damals weit fruchtbarere Antworten gab, werden wir noch sehen. Tatsache ist, dass in den Modernen Philologien von Anfang an aufgrund ihrer Gegenstände ein Aufbruch ins Diverse angelegt war, den man entweder normativ blockieren oder aber konsequent in Angriff nehmen konnte.

¹⁹ Gruen 2002.

²⁰ Zur Geschichte der Altgermanistik s. ausführlich Hunger 1994, Krohn 1994, Meves 1994 und Wegmann 1994.

²¹ Krohn 1994, S. 321.

²² Gröber 1904, S. 202.

3 Fremde Welten III: Nationen und Kulturen

Für die Philologen des 19. Jh. war Literatur der wesentlichste, durch keine andere Art von historischen Dokumenten ersetzbare Ausdruck zweier menschlicher Grunderfahrungen, derjenigen des Menschseins an sich und derjenigen der Zugehörigkeit zu einem sozialen Kollektiv, allen voran der Nation. Verschiedene Argumentationsstränge liefen in diesen beiden Grundannahmen zusammen: in der *longue durée* die aristotelischen Ausführungen zur Überlegenheit der Poesie als Ausdruck des Essentiellen gegenüber den Diskursformen des Akzidentellen, insbesondere der Historiographie; in der *courte durée* die Vorstellung eines unauflösliehen Zusammenhangs zwischen Völkern, Sprachen und Literaturen, die in der (deutschen) Romantik ihre volle Ausgestaltung erreicht hatte.

So wie praktisch alle politischen, gesellschaftlichen und wissenschaftlichen Diskurse der Zeit dachten auch die Modernen Philologien in der zweiten Hälfte des 19. Jh. in erster Linie in nationalen Kategorien. In den Augen ihrer Vertreter avancierte hierbei die mediävistische Literaturwissenschaft zur eigentlichen Königsdisziplin der Geisteswissenschaften, dazu berufen, über das Studium der mittelalterlichen Texte den Zugang zu den Anfängen der nationalen Identität zu ermöglichen. In diesem Zusammenhang schälten sich zwei radikal verschiedene Vorstellungen der Nation und der nationalen Literatur heraus. Eine exklusive, auf Abgrenzung und Bewahrung fixierte, und eine integrative, auf Austausch und Wandlung ausgerichtete. Die exklusive Konzeption und deren zerstörerische Folgen wurden von der Forschung ausführlich analysiert und kommentiert und dienen heute oft zur Diskreditierung der Modernen Philologien *in globo* als schon in ihren Prämissen unheilvoll angelegte Brutstätten des imperialistischen, kolonialistischen und rassistischen Europa²³. Weit weniger bekannt ist die gleichzeitig präsente integrative Version der Nation und der nationalen Literatur. In Frankreich findet sich diese beispielhaft wiederum bei Gaston Paris.

Die französische Nation – sowie im Übrigen die ganze Romania – wird von Gaston Paris als ein Raum der fortwährenden integrativen Verschmelzung, wir würden heute sagen: des *métissage*, konstruiert. Ausgehend vom altfranzösischen Epos, das als eine Synthese von Germanischen und Romanischen Elementen aufgefasst wird, erlangt das Prinzip der Vermischung ethnischer Elemente im Diskurs des Philologen den Status eines eigentlichen *Ideologems*, wonach jede Art der Verschmelzung positiv schöpferisch ist und einen kulturellen Fortschritt markiert²⁴. Die nationale Identität ist in dieser Sichtweise zu jedem Zeitpunkt das jeweilige historisch einzigartige, jedoch immer nur provisorische Resultat verschiedener ethnischer Mischprozesse, gepaart mit dem Willensentscheid jedes einzelnen

²³ Exemplarisch dazu Harpham 2009.

²⁴ Bähler 2004, S. 475–478.

Bürgers, diese nationale Geschichte zu kennen, an ihr teilzuhaben und sie weiterzuschreiben²⁵.

Dem Prinzip der ethnischen Verschmelzung *innerhalb* der Entwicklung der Nation und der nationalen Literatur entsprechen auf der Ebene des Kontakts *zwischen* den einzelnen Nationen und ihren Literaturen einerseits die Idee des Austauschs und der gegenseitigen Befruchtung und andererseits diejenige des Wettstreits. Dabei dreht sich dieser Wettstreit nicht um die Hegemonie der je eigenen nationalen Literatur in ihrer Partikularität, sondern um den Vorrang der je eigenen nationalen Literatur, insofern diese *übergeordnete* Werte und Ideale auszudrücken weiß, Werte und Ideale, die von anderen teilbar sind und so das Partikuläre transzendieren. Nach Gaston Paris haben immer wieder andere Nationen diesen Wettstreit für sich entschieden: so etwa Frankreich im Mittelalter und im 17. Jh., Italien während der Renaissance und Deutschland zu Ende des 18. und im 19. Jh.

Die Erfahrung des Gemeinsamen, gepaart mit der Erfahrung der Differenz des je Partikulären, liefert das Fundament einer Zivilisation. 1870, inmitten des Deutsch-Französischen Krieges, liest sich dieser Gedanke, auf Europa bezogen, bei Gaston Paris so:

L'opposition des nations les unes aux autres, qui complète la conscience intime de chacune d'elles, a malheureusement trop souvent pour conséquence la jalousie, la haine, l'étroitesse d'esprit. Réduite à ses justes limites, elle ne doit donner aux peuples divers que la jouissance de leur variété dans une unité plus haute: cette unité plus haute se compose de ce que chaque peuple a de meilleur; elle forme ce qu'on appelle la civilisation, et plus particulièrement la civilisation européenne, patrie agrandie où nous ne désespérons pas, même dans les cruels moments que nous traversons, de voir se donner la main toutes les nations qui y participent. Mais l'opposition des nations les unes aux autres est nécessaire pour qu'elles apprennent, non seulement à apprécier les autres, mais à se comprendre elles-mêmes. Elles y puisent un attachement plus vif à ce qui fait leur vie propre; elles peuvent, si elles savent en profiter, y perfectionner leurs qualités et y corriger leurs défauts²⁶.

Der Schweizer Adolf Tobler, Inhaber des ersten Lehrstuhls für Romanische Philologie in Berlin, formuliert dieselbe Vision in seiner Rede anlässlich der Übernahme des Rektorats an der Königlichen Friedrich-Wilhelms-Universität am 15. Oktober 1890 mit folgenden Worten:

[Wir sehen] die beteiligten Völker in steter Wechselwirkung, jedes rasch sich aneignen, was das andere an wertvollem Neuem erzeugt hat, dann aber wieder auf seine Eigenart sich besinnen und zu ihr zurückkehren, doch nicht ohne erkennen zu lassen, wie aus der vorübergehenden Hingabe an das Fremde Wachstum des eigenen Wesens ihm doch geworden ist. So treiben auch Völker Philologie²⁷.

²⁵Gaston Paris ist hier sehr nahe bei Ernest Renan, hat seine Ideen jedoch weitgehend unabhängig von diesem entwickelt, s. Bähler 2004, S. 445–448.

²⁶G. Paris, „La *Chanson de Roland* et la nationalité française [1870]“, in G. Paris 1906 [1885], S. 98–99.

²⁷Tobler 1908 [1890], S. 194–195.

Philologie begegnet uns hier, in Weiterentwicklung des hermeneutischen Grundprinzips des *Verstehens*, als eine Leitmetapher für interkulturellen Austausch schlechthin, verstanden als die Kenntnis und das Wachsen des Eigenen durch die Kenntnis und das teilweise Anverwandeln des Anderen.

Dies führt uns zum komplexen Verhältnis zwischen dem Partikulären und dem Universellen, das die jeweiligen philologischen Diskurse konstruieren. Ausgehend von einer Gegenüberstellung von Gaston Paris und Ferdinand Brunetière habe ich an anderer Stelle zwei Arten des Universalismus unterschieden: einen „*universalisme universel*“ und einen „*universalisme particulariste*“²⁸. Dem „partikularistischen Universalismus“ entsprechend ist die je eigene Nation im Besitz des Universellen, während der „universelle Universalismus“ das Universelle als einen Prozess versteht, bei dem bald die eigene und bald eine fremde Nation ein Modell verwirklicht, das alle anderen für teilbar halten und an dessen weiterer Ausgestaltung sie sich, wiederum in je eigener Form, beteiligen.

Die folgenden Zitate sollen die beiden divergenten Positionen illustrieren, die, weil sie sich oft derselben Metaphorik bedienen, auf den ersten Blick als identisch erscheinen können, obwohl sie bei näherer Betrachtung für zwei radikal verschiedene Auffassungen der eigenen Identität und deren Verhältnis zu anderen Identitäten stehen. Zunächst Brunetière:

[...] notre [i.e. la France] mission littéraire n'a consisté qu'à nous rendre en quelque manière les médiateurs de la circulation des idées, ou encore à leur donner, – quelle qu'en fût la première origine, anglaise, italienne, allemande, espagnole, orientale, arabe ou chinoise au besoin, – le titre, la forme et le coin qu'il fallait pour en faire la valeur universelle d'échange [...] ²⁹.

Brunetière schreibt einzig und allein Frankreich die Rolle zu, das zu universalisieren, was andere Nationen in Umlauf gebracht haben. Um bei der ökonomischen Metapher zu bleiben, wird in diesem Modell der französische *franc* zum universellen Zahlungsmittel.

Ganz anders Gaston Paris:

L'histoire littéraire du monde moderne est celle de l'influence des peuples les uns sur les autres et de leur successive hégémonie: c'est tantôt l'un tantôt l'autre, qui se trouve avoir fait le premier l'évolution que tous doivent accomplir à sa suite. Il ne faut donc pas nous indigner et nous révolter si, à certaines époques, notre développement intellectuel dépend étroitement de celui des peuples voisins: c'est en se suivant qu'on se dépasse, et nous pouvons dire avec une fierté rassurante pour l'avenir que nous sommes la seule nation qui, par deux fois, ait été la tête de colonne des autres, qui ait, par deux fois, soumis ses rivales à l'ascendant de son génie ³⁰.

Wenn wir die problematische, für die damalige Zeit typische Kriegsmetaphorik einmal beiseite lassen, so verhandelt dieses Modell einen Wettkampf um das universell Teilbare, bei dem jede Nation gleichermassen bestrebt ist, den Sieg davon-

²⁸ Bähler 2011.

²⁹ Brunetière, „Le cosmopolitisme et la littérature nationale“ [1895], in Brunetière 1899, S. 308.

³⁰ G. Paris, „La poésie du moyen âge“ [1866], in G. Paris 1906 [1885], S. 34.

zutragen. Anders gesagt: kommt eine Nation in die Lage, in ihrer Literatur das auszudrücken, was auch zu (allen) anderen spricht, dann ist dies nicht in ihrem Wesen angelegt, sondern ergibt sich aus einem historischen kulturellen Prozess.

In freier Anlehnung an Rabelais formuliert Gaston Paris das folgende Prinzip für einen fruchtbaren Austausch zwischen den modernen Literaturen:

Aimez, et on vous aimera; ouvrez-vous, et on s'ouvrira à vous; en un mot, comme le démontre si magnifiquement Panurge: Empruntez pour qu'on vous emprunte. Qui ne veut être débiteur, dans ce commerce d'idées, de sujets et de formes, ne sera pas créancier³¹.

Wenn auch Brunetière immer wieder ein Loblied auf die „*littérature européenne*“ und die „*civilisation occidentale*“ anstimmt, darauf, was „*tous les grands peuples, après l'avoir comme élaboré lentement dans leur isolement national, ont reversé au trésor commun de l'esprit humain*“³², dann ist diese Zivilisation nichts anderes als eine Summe einzelner in sich geschlossener und unveränderlicher Nationalidentitäten. Diese sind ausserdem, trotz gelegentlicher gegenteiliger Beteuerungen des Autors, wertemässig ganz klar hierarchisiert, mit Frankreich an der Spitze. Demgegenüber handelt es sich bei Gaston Paris um einen dynamischen Prozess, bei dem sowohl die verschiedenen Nationalcharaktere wie auch das als universell Geltende – weil als solches Geteilte – je im Werden sind und sich gegenseitig im Sinne des Emergenten miteinander mischen³³.

Die Vorstellungen von Gaston Paris und Adolf Tobler entsprechen der Idee der Goetheschen Weltliteratur, wie sie der Dichter u. a. in einem Brief vom 15. Juli 1827 an seinen Freund Eckermann skizziert hat:

Es ist aber sehr artig, dass wir jetzt, bei dem engen Verkehr zwischen Franzosen, Engländern und Deutschen, in den Fall kommen, uns einander zu korrigieren. Das ist der grosse Nutzen, der bei einer Weltliteratur herauskommt und der sich immer mehr zeigen wird³⁴.

Joachim Schrimpf's Kommentar verdeutlicht diese Position:

Das heisst jedoch auch, und hier wird bei allem Respekt vor der Geschichte Goethes weltbürgerlich selektives Denken wieder deutlich, dass immer die Literatur mit Vorrang zur Wirkung gelangen und vernommen werden sollte, in der das allen Menschen Zukommende und Zukömmliche und Gemeinsame in der wie auch immer gearteten besonderen Ausprägung am stärksten zum Tragen kommt³⁵.

³¹ G. Paris 1906 [1885], XII.

³² Brunetière 1899, S. 275.

³³ Wenn Leo Spitzer aufgrund seiner Erfahrungen mit der Französischen Philologie zu Anfang des 20. Jh. zum Schluss kommt, dass die „Toleranz des Franzosen [...] allem Französischen gilt“, „Fremdes, das sich nicht unter die Ägide Frankreichs begibt [...] höflich ignoriert [wird]“ und das Europäische vor dem Nationalen nur wenig Platz hat (1945/46, 581), so trifft diese ‚Diagnose‘ auf die Gründerväter der Romanischen Philologie eindeutig nicht zu.

³⁴ Zitiert in Schrimpf 1968, S. 47.

³⁵ Schrimpf 1968, S. 47.

Die in diesem Sinn universalistisch geprägte Ausrichtung der Modernen Philologien lässt sich bis heute weiterverfolgen, sowohl innerhalb als auch außerhalb des europäischen Raumes. Fünf Beispiele in chronologischer Abfolge mögen dies hier belegen. In Leo Spitzers bereits zitiertem Artikel „Das Eigene und das Fremde“ tritt uns die Idee des Universalismus in Form einer „allem Schönen gleichmäßig aufgeschlossenen, zur Feier des Geistes allzeit bereite[n], weltbürgerlichen philologischen Haltung“ entgegen, die als ein Antidot gegen die zersetzende Wirkung des „engen Nationalismus“³⁶ wirken soll. Der Spitzerschen „Feier des Geistes“ entspricht bei Léopold Sédar Senghor die Idee der „*Civilisation de l'Universel*“, die er unter Bezugnahme auf Aimé Césaire, Gaston Berger und Teilhard de Chardin an verschiedenen Stellen seines Werks ausgeführt hat, so auch in seiner Ansprache anlässlich des „Colloque sur la Négritude“ in Dakar, am 21. April 1971:

[...] la civilisation du XXI^e siècle sera celle de l'universel, à laquelle chaque ethnie, chaque nation, pourra apporter sa contribution. Je dis ‚pourra‘, car il n'est pas inéluctable que chacune soit, comme l'écrivait Césaire, ‚présente au rendez-vous du donner et du recevoir‘. Seules y seront présentes, contribueront à bâtir la *Civilisation de l'Universel*, les ethnies et les nations qui croient avoir un message que nulle autre ne possède et qui veulent, consciemment, préférer ce message³⁷.

Edward Said seinerseits rekurriert in seiner „Introduction à la *Mimésis* d'Auerbach“ direkt auf Goethe:

[Goethe] fut amené durant les années 1820 à la conviction que les littératures nationales avaient été supplantées par ce qu'il appelait la *Weltliteratur*, ou littérature mondiale, une conception universaliste des littératures du monde entier dont la totalité formerait un ensemble majestueux et symphonique.

Aux yeux de beaucoup de lettrés modernes – y compris moi-même –, la vision grandiose et utopique de Goethe est le fondement de ce qui allait devenir le champ de la littérature comparée, champ dont la théorie sous-jacente et peut-être irréalisable était cette immense synthèse de la production littéraire mondiale qui transcendait les frontières et les langues sans effacer en aucune manière la concrétude individuelle et historique de ses composantes³⁸.

Boubacar Boris Diop, schließlich, mit dem wir diesen kurzen Rundgang beenden, knüpft in seinem Text „Carona, village planétaire“ an Senghor an. Mit Blick auf die Schwierigkeiten, die sich trotz der theoretischen Globalisierung der Welt beim konkreten Kennenlernen des je Anderen, Fremden ergeben, schreibt er:

Une des solutions, la plus évidente au fond, c'est l'échange culturel, c'est-à-dire la possibilité de nouer le dialogue autour de visions singulières du monde qui en expriment, au bout du compte, la rassurante homogénéité. Entre les années 1960 et 1980, Senghor soutenait avec une rare obstination que l'an 2000 serait, pour toutes les nations de la

³⁶ Spitzer 1945/46, S. 592.

³⁷ Senghor 1977, S. 289.

³⁸ In Said 2004, S. 171, s. auch S. 168.

terre, celui du „donner et du recevoir“³⁹. C'était à une époque où les intellectuels, surtout ceux des pays en développement, n'imaginaient la mondialisation que sous la forme de la dictature universelle du prolétariat. Le *Grand Soir* n'a pas eu lieu. Le „Banquet de l'universel“ non plus. Une belle leçon d'humilité : il ne s'agit plus aujourd'hui que de savoir qui, de Senghor ou de ses détracteurs, s'est le moins lourdement trompé. Même si rien n'indique que la haine soit sur le point de nous accorder un peu de répit, le poète avait peut-être eu plus de bon sens. Il est difficile de concevoir de nos jours une autre voie de sortie de l'intolérance que la culture. Elle s'est imposée en quelque sorte par défaut, comme l'unique réponse au langage des armes. La culture est surtout d'essence démocratique dans la mesure où le fait qu'une nation soit riche ou pauvre peut ne pas y être un facteur décisif. Elle est peut-être le dernier lieu de l'activité humaine où il soit permis d'envisager des relations fondées sur l'équité et le respect mutuel⁴⁰.

All den zitierten Überlegungen liegt letztlich dieselbe strukturelle Logik im Umgang mit dem Eigenen und dem Fremden zugrunde, deren Kernelement die Idee des wechselseitigen Anverwandels des Fremden ist, durch welches das Eigene sich stets wandelt, ohne sich selbst aufzulösen⁴¹. Diese strukturelle Logik ist ein fundamentales Prinzip der Hermeneutik, so dass die philologischen Disziplinen hier speziell aufgefordert sind, diesen Grundmechanismus aufzuzeigen, zu lehren und selber immer wieder zu üben. Das Prinzip, um das es hier geht, hat selbstverständlich nicht nur auf der nationalen, sondern auch auf allen infra- und supranationalen Ebenen des menschlichen Zusammenlebens Gültigkeit.

In einem Artikel in *Le Monde* vom 25. Mai 2019 hat Julia Kristeva der Nation eine tiefe Depression diagnostiziert und sie dazu aufgefordert, sich auf der psychoanalytischen Couch ihr kulturelles Selbstbewusstsein zurückzuarbeiten:

Face à un patient déprimé, le psychanalyste commence par rétablir la confiance en soi, à partir de laquelle il est possible d'établir une relation entre les deux protagonistes de la cure, afin que la parole redevienne féconde et qu'une véritable analyse critique du mal-être puisse avoir lieu. De même, la nation déprimée requiert une image optimale d'elle-même, avant d'être capable d'efforts pour entreprendre, par exemple une intégration européenne, ou une expansion industrielle et commerciale, ou un meilleur accueil des immigrés. „Les nations, comme les hommes, meurent d'imperceptibles impolitesse“, écrivait Giraudoux. Un universalisme mal compris et la culpabilité coloniale ont entraîné de nombreux acteurs politiques et idéologiques à commettre, sous couvert de cosmopolitisme, bien pis que d'„imperceptibles impolitesse“ à l'égard de la nation. Ils contribuent à aggraver la dépression nationale, avant de la jeter dans l'exaltation maniaque, nationaliste et xénophobe. Les nations européennes attendent l'Europe, et l'Europe a besoin de cultures nationales fières d'elles-mêmes et valorisées, pour réaliser dans le monde cette diversité culturelle dont nous avons donné le mandat à l'Unesco. Une diversité culturelle nationale est le seul antidote au mal de la banalité, cette nouvelle version de la banalité du mal⁴².

³⁹ Senghor selber, wir haben es gesehen, schreibt diesen Ausdruck seinem Freund Aimé Césaire zu (s. Zitat weiter oben).

⁴⁰ Diop 2009, S. 186.

⁴¹ S. dazu auch Horstmann 1986/87.

⁴² Kristeva 2019.

Die von Kristeva hier ausgedrückte Idee ist, wie wir gesehen haben, schon mindestens 150 Jahre alt und steht in den Gründertexten stolz am Anfang der Romanischen Philologie. So verstandene Nationalphilologien, aber auch Infra- und Supranationalphilologien, haben allein schon darum ihren Wert, weil sie sich der alles einebnenden „*banalité*“ des „*globish*“ entgegensetzen und die Diversität hochhalten. Wenn wir die Modernen Philologien des 19. Jh. zu Recht in manchen Belangen scharf kritisieren, so sollten wir das Kind nicht mit dem Bade ausschütten. Die Modernen Philologien waren und sind als historische Disziplinen immer auch ein Ort der Einsicht in die Diversität und Komplexität der Völker und Nationen, sie waren und sind insofern immer auch nützliche Korrektive jeglicher Versuchung des Essentialisierens, des Normativierens und des Uniformisierens. Dass es unter den Philologen auch gegenteilige Tendenzen gab, die im Verlauf der Geschichte immer wieder unheilvoll überhandgenommen haben, sollte uns nicht daran hindern, in den Gründerdiskursen der Modernen Philologien auch das gedankliche Potenzial zu sehen, an das es anzuknüpfen gilt. Dies nicht zu tun, ist nicht nur wissenschaftlich unökonomisch im Sinne des Erkenntnisfortschritts, sondern auch unhistorisch und zutiefst unphilologisch. Es geht also letztlich um nichts weniger als um die Kohärenz unseres Selbstbildes.

4 Fremde Welten IV: Menschen

Die zweite Grunderfahrung, die der moderne philologische Diskurs in den Gründerjahren des 19. Jh. in der Literatur ortet, ist, ich habe es erwähnt, diejenige des Menschseins an sich, und zwar wiederum sowohl in seiner Universalität als auch in seiner je spezifischen, individuellen Eigenheit. Wir finden hier exakt dieselben Strukturelemente, die wir im Bereich der kollektiven Entitäten herausgearbeitet haben. Dazu wiederum ein Abschnitt aus der Feder von Adolf Tobler:

[Der Philologe verlangt] Auskunft über Regungen fremden Gefühls, über Weltanschauungen, über Lust und Wehe, Streben und Ruhem, Wagen und Zagen, die da und dort, früh oder spät im Worte sich kundgegeben haben; ihm ist zu tun um die ungeheure Fülle fremden geistigen Lebens, das in irgendwie fassbarer Redegestalt der Betrachtung sich darbietet und den Betrachter bereichert entlässt nicht um einen flüchtigen Genuss, sondern um das Selbsterleben von Gedanken, Empfindungen, Neigungen, Hoffnungen und Ängsten, Freuden und Schmerzen, die aus fremdem Geiste in den eigenen übergegangen sind. Er sucht eine Erziehung zu vollerer, reicherer Menschlichkeit im vertrauten Umgang mit fremdem Geiste, mit den erlesensten Vertretern der glanzvollsten Epochen menschlicher Geschichte, aber auch mit dem Kindessinn solcher Zeiten, da erste Versuche künstlerischer Behandlung der Rede nur tastend gewagt werden [...]⁴³.

Was hier seinen Ausdruck findet und für den Umgang mit fremden Nationen, Literaturen und Menschen gleichermassen gilt, ist wiederum der hermeneutische

⁴³Tobler 1908 [1890], S. 187.